

Türmerjubiläum auf dem Falterturm

Aus meinem Alt-Kitzinger Tagebuch

Diese Episode geht zurück in eine Zeit, wo unser geliebtes Mainstädtchen Kitzingen noch fürwahr seinen Dornröschenschlaf schlief. In eine Zeit, wo noch die gelbe Karriolpost ihres geruhsamen Weges nach Castell oder Marktbreit holperte, wo es noch einen Posthalter namens Widder im Schulhof hinter der protestantischen Kirche gab und der alte Büglein als Polizist die Bekanntmachungen des hochwohlhälllichen Magistrats mit seiner messingnen Amtsschelle bis in die buckligen Reviere des Krainberges und der alten Grabenschütt „ausschellte“. Das war eine Zeit, wo noch hinter den Geraniengehegen der Fensterbretter die Kuckucksuhr verschlafen ihre Stunden schlug und wo man des Abends am Brunnen des Falterturmes das Wasser für den Vorratsstücht in den Küchen holte. Es war eine beschauliche Zeit, eine Zeit voller Wonnen, gefüllt mit dem Gold des konventionell-gutmütigen Bürgertums. Dazumal war das so und niemand versagte seine Hochachtung dem im Schloß Friedenstein residierenden Geschlecht der „von Deuster“, die mit ihrem repräsentierenden Chef, dem Freiherrn Theodor von Deuster, sich der größten Beliebtheit ob ihres jovialen und volkstümlichen Benehmens erfreuten. Damals war die Harmonie in allen Fragen des öffentlichen Lebens auf Jahre gepachtet. Und ihre ungeschriebenen Gesetze übertrugen sich auch auf das bürgerliche Leben, das langsam und behäbig, aber wohlgeordnet und wohlüberdacht von einem Kalenderjahr zum anderen lief, nicht schneller und nicht langsamer, wie meinetwegen das Tempo des Gerharts Bauern mit seinem Ochsenfuhrwerk, wenn er den Mist zu seinem Acker auf das „Oberbäumle“ fuhr.

In diese Zeit paßte unser alter, lieber Falterturm besser, wie in die jetzige mit ihrer Unrast und ihren atonalen Geräuschkulissen der Fernlaster und lästigen Kleinmotorräder. Es paßte aber auch hinein der liebe Morgenroths Schorsch, der treue Wächter des Turmes, der droben in den Stuben des uralten Turmkauzes sein bescheidenes Dasein lebte.

Dieser Mann hatte immer Zeit, angefangen vom Vieruhr-Morgenläuten bis zum mahnenden Schlag der Glocke am späten Nachmittag um fünf Uhr. Dann kehrte überall der Feierabend ein, und die ersten Bürger gingen schon breitspurig zum Dämmerstopp, wenn das letzte Maisfuhrwerk mit den nachschleifenden Stengeln und den beschnurten „Maisbobbeli“ die Straßen kehrte. Ja, man hatte Zeit auf den Bänken der Städtischen Anlagen, man wurde von keiner Hast getrieben, nirgendwo. Man kaufte im wahren Sinne des Wortes die kurze Lebenszeit aus und das äußerte sich auch im Verkehr der Menschen untereinander. Die verstehende Liebe war das Produkt dieses Zeithabens. Und diese Liebe brachte Frohsinn und Lebenswonne, bescherte Humor und Lebenswitz. Das ging so weit, daß der Mann der Honoration sogar dem kleinsten Straßenkehrer die Schnupftabaksdose reichte, wenn ihn dieser mit den Worten anhielt: „Kumm', lass' mi amal schnupf!“ —

In diese Zeit der „bürgerlichen Renaissance“, des bürgerlichen In- und Nebeneinanderlebens, fiel das 25jährige Dienstjubiläum des bereits erwähnten Faltertürmers Schorsch Morgenroth. Es wäre eine Unterlassungssünde, wollte ich nicht seine zartere Eehälfte, die Morgenroths Lies', nennen, die,

stets beflissen, die Amtierungen ihres „Herrn und Gebieters“ übernahm, wenn dieser mit seinem Bumbardon die Kirchweihen der Umgebung in der Kapelle Mühlbauer bespielte. Ja, der Schorsch war Vollblutmusiker, mit dem nötigen musikalischen Rhythmus im Gebein. Er machte aber auch das beste



Sauerkraut ein, und wer dieses liebte, der scheute nicht die hohe Zahl der Turmstufen von Falterturm hinauf, wo auf einem Treppenabsatz der große Krautstücht thronte.

Die Biederkeit dieses Mannes muß belohnt werden, das sagte sich der damalige Magistat der Mainstadt Kitzingen, und weil der Morgenroth gerade 25 Jahre der „höchste Beamte“ der Stadt war, hatte man willkommenen Anlaß. Sei noch erwähnt, daß es dazumalen noch keine Einbuße an Prestige war, wenn der Größere dem Kleineren einmal nachlief. So auch diesmal.

Der Bürgermeister in ureigenster Person wollte die Gratulationskur vornehmen, flankiert von drei oder vier der prominentesten Magistratsräte. Also machten sie sich auf den Weg — an einem Frühschmorgens eines weinreichen Jahres — dessen Jahreszahl für diesen Ehrungsakt völlig unbedeutend ist. Jedenfalls trug einer der bürgermeisterlichen Adjutanten das Jubiläumsgeschenk, eine großmächtige „Bierlies!“ mit den Insignien des Gottes Gambrinus, unverpackt unter dem Arm, erstanden bei dem rühmlichen Meister keramischer Künste, bei dem Zingießermeister Kilian Dietz, vorn im Markt. Und als die Abordnung gerade das Pfortchen zum Turme erreicht hatte, stießen sie auf die Morgenroths Lies', die verschüchtert lachte, weil sie in einem Fünfliter-Bartel den besten Wein aus der nahen Schenke herbeigeholt hatte. „Mecht nex“, sagte einer der hohen Herrn. „Dan Wei' könnä mer aa aus dan Jubiläumskrug trink!“ Sagte es und schritt als erster durch die Türe zum Turm.

Bald hob droben die Gratulationskur an. Der gute Morgenroth ließ alles über sich ergehen: Lob und Dank, Rührseligkeit und Zuneigung, für seine lange Dienstzeit. Dann wurde das ganz Offizielle mit dem Geschenk der Stadt eingeleitet. Der Herr Bürgermeister hatte das Wort ergriffen. Er wandte sich in humorgewürzten Worten an den „höchsten Beamten“ der Stadt. Noch während er seine Ovation darbrachte, kam es ihm in den Sinn, daß er ja doch der noch höhere Beamte der Stadt sein müsse. Hatte er es plötzlich mit Minderwertigkeitskomplexen zu tun? Beiläufig nicht! Der Schalk trieb ihn mit seinem Frohsinnsknüppel zu einem gewagten Sprung auf den Tisch mitten in der Türmerstube. Jetzt stand er bestimmt in seiner Eigenschaft als Stadtoberhaupt buchstäblich noch höher als der Morgenroths Schorsch. Von hier aus überreichte er als höchster Beamter dem jahrelang „höchsten Beamten“ den sinnigen Krug, den die Morgenroth Lies' mit perlendem Frankenwein gefüllt hatte.

Schallendes Gelächter erfüllte die Turmstube ob dieses spritzigen Einfalles. Und weil man dazumal noch Zeit hatte, wurde in froher Runde zusammengerückt und die Jubiläumsfeier mit den biedereren Türmersleuten kräftig begossen und — hier schweigt des Chronisten Ehrlichkeit — entsprechend ausgedehnt.

Eines konnte von der Außenwelt festgestellt werden, nämlich: Daß der gute Morgenroth oder auch seine Lies' das Fünfuhrläuten am gleichen Nachmittag noch zur vollsten Zufriedenheit ausführte. Etwas kurz wäre das Geläute gewesen, behaupteten etliche Hohnäcker im „Saalbau Thomas“.

Aber das Morgenläuten am darauffolgenden Tag in der Frühe wäre unterblieben, stellte die löbliche Polizei fest. Als diese Unterlassungssünde des in dieser Festnacht weinseligen Morgenroth ruchbar wurde, meinte er in glückseliger Stimmung: „Ob geläut' wor'n it, wäss' i nit. Und worüm i nit geläut' ho — — — no ja, da müßt'r halt 'n Bürgermäster frag'!“ —

Die Beifußstaude blieb unberührt

Wenn ich heute über Großmutter's Beschäftigungen nachdenke, begreife ich erst recht, was Zeit ist, Hingang, Wandel, lautloser Schattenschritt auf dem Zifferblatt der großen, unsichtbaren Sonnenuhr.

Großmutter blieb in meiner Erinnerung als eine Frau, die alt geworden ist und schön in einer taftenen Schönheit, wenn man will, das weiße Haar über dem seidig schillernden Glanz der Bluse, das leise Knistern im Raum, wenn sie aufstand und ihr Rüschenrock den Stuhl streifte. Alles an ihr war Reinlichkeit, eine kühle Reinlichkeit gewiß, deren Frühduft plötzlich Abendhauch geworden war. Plötzlich...? Für uns Kinder, nicht aber für die Großmutter, die ein anderes Stundenmaß besaß.

Großmutter war anspruchslos, einfach, aber weit weg von irgendeiner niedrigen Art, sie war Herrin ihrer Schlichtheit, sie war von allen Naturen die reinste, die ich sah. Abends blieb sie noch lange auf und las viel in Büchern, die von Kräutern und Krankheiten, von Pilzen und Bezauberungen, von Beeren und kostbaren Steinen handelten. Wenn dann Besuch aus der Stadt kam, erzählte sie unermüdlich von ihren Streifzügen. Nein ein Flugzeug habe sie noch nie gesehen, wohl aber den Schatten eines Flugzeugs, der über eine Hiftenrüsche glitt; sie habe sich gescheut aufzusehen, denn was sie fürchte, sei allein die menschliche Vermessenheit, es dem Vogelzug gleich zu tun. Alles habe seine Zeit und seinen Sinn, man müsse sein Herz und seinen Hochmut gleichermaßen begrenzen, und die Menschheit sehe schon, wohin sie mit all dem komme. So sprach die Großmutter, und wenn irgendein städtisches Gemüt einwand, sie gehe doch auch mit all den Giften um, wie sie wolle, den Giften, die in den Kräutern, Waldbeeren und Pilzen wären, lächelte sie nur und wies auf den rotblühenden Fingerhut, den ihr der Apotheker gern abnehme.

Die unscheinbarsten Kräuter liebte sie am meisten. Aus ihnen wußte sie ein Bleibendes zu zaubern, Düfte wie Harz und Öl, Gewürze und wohlriechendes Gestein. Ja, dann konnte es geschehen, daß sie ein Fremdwort einwarf und vom Aromalith sprach, dem Duftstein, der in China vorkomme und manchem schönen Mädchen diene und den Namen gebe.

Voller Geheimnis und Zauber war der Tag, war die Zeit, wenn der Beifuß in der Vorblüte stand. Dann strich die Großmutter an den Gärten und Hecken, an den Wildplätzen und Schutthalden entlang. Abends kam sie heim mit einem Büschel unscheinbaren Krautes im Arm, das jeder andere überschern hätte, und legte es vor uns auf den Tisch. Nun war sie ganz wie ihr Name: Friederike. Nach dem Abendbrot durften wir mit ihr im Kreise sitzen, länger bleiben als sonst und den Beifuß auszupfen, die dolchartigen, schmalen, bitteren Blätter, die am unteren, kräftigen Stengel breit wurden wie Hahnenfüße.

Es war eine Kunst, das Würzkraut zu pflücken, das Geheimnis der Eingeweihten. Den Tag mußte man kennen, die Stunde genau, da man den Beifuß einsammeln durfte. Die winzigen Blütenknospen mußten prall sein, eine Sekunde vor dem Aufspringen, wie ein Lid, das sich aufschlagen will, wie